

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

197 (19.7.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Mit dem australischen Überland-Express

Von Rudolf Grobe

Der lange Zug hält knirschend inmitten einer unendlichen Ebene. Die Passagiere ergießen sich aus den Wagen in den flammenden Sonnenschein, fliehend vor einer Innentemperatur von 115 Grad Fahrenheit, nur um dem brennenden, staubgeschwängerten Wind zu begegnen, der aus Australiens unbefanntem Innern von Norden herkommt.

Durch die flimmenden Himmelswellen der ardenlosen Ebene verlaufen sich die Schienenstränge ohne Kurven oder Vertiefung fern am Horizont im Osten und Westen. Bis zur nächsten Wasserstation erstrecken sich nach jeder Richtung hin je 150 Meilen weit. Und in jeder Richtung breitet sich die Wüste aus, flach wie die See, wasserlos, baumlos und schweigend.

Von dem hohen Wassertank strömt ein dicker Strahl in den Kessel der Lokomotive, ihren gewaltigen Durst löschend. Dieses Wasser kommt aus irgend einem Bohrloch, circa 300 Meter tief, das in der Nähe oder auch in vielen Fällen 100 Meilen von der Station entfernt liegt. Unter dessen verarmtem Innern von Norden herkommen, weiß man nicht, denn abgesehen von einigen Hütten neben dem Wassertank weist die Wüste kein Anzeichen der Besiedlung auf. Eine Anzahl von Kameras werden auf sie gerichtet, und nachdem die Wilden einige Schillinge eingekauft haben, setzen sie sich zusammen, das geheimnisvolle und mächtige dampfbrühende Eisenungeheuer stumm betrachtend. Alte Männer sind unter ihnen, mit schwarzen Gesichtern wie afrikanische Neger, doch mit schwarzem langsträhniem Haar, wie es die Indianer tragen. Einige Frauen und Kinder weisen polynesischen Einschlag auf, andere wieder gleichen Papuanern.

Es scheinen sich tatsächlich die Merkmale vieler Rassen bei diesen luctosen Geschöpfen Australiens ein Stellchen gegeben zu haben. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzt, stehen sie zu beiden Seiten der Schienen, dem entschwindenden Angeheuer offenen Mundes nachstarrend. Fort eilt der Zug. Ein wundervoller Sonnenuntergang bietet sich dem Auge. Flammende Streifen von karminroter und gelber Farbe schieben am Horizont dahin, den Himmel apfelgrün färbend. Weiter eilt der Express, Meile auf Meile zurücklegend, und immer noch Wüste und drückende Hitze.

Bei eintretender Dämmerung endlich wird die Schwüle hinweggefegt. Wie man etwa einen Vorhang wegschiebt, um Einlaß zu gewähren, so bräutet der Abend eine kühlende Brise in die so lange geschlossenen Abteile. Der Südwind spendet Erfrischung. Er mag wohl von der See an die 150 Meilen weit herkommen, und man vermeint sogar seinen würzigen, salzhaltigen Atem zu verspüren. Die Sterne flammen auf wie die Lichter eines

Leuchtturmes nach Sonnenuntergang. Die Wüste liegt still, schweigend, unendlich und eindringlich unter dem Mantel der Nacht.

Einsig in ihrer Art und im Eisenbahnbau ist die australische transkontinentale Linie konstruiert und erbaut wurde sie von der australischen Regierung. Kaum acht Jahre steht sie. Sie darf wohl als eine der größten Wohltaten und Erzeugnisse angesehen werden, die den Australiern im letzten Jahrzehnt gegeben wurden, verbindet doch diese Linie die Küste des Stillen Ozeans mit derjenigen des Indischen Ozeans, ungeheure Flächen durchkreuzend. Von Port Augusta im Osten bis zu der malerischen Goldgräberstadt Kalgoorlie im Westen laufen die Eisenstränge allein mehr als 1000 Meilen. Die Bahn geht durch ein Gebiet, das nahezu noch vor kurzem unbekannt und unerforscht war. Ein Land, das keinen einzigen Fluß oder Strom aufweist, dagegen im Erdinnern, wie durch Bohrungen festgestellt wurde, Tausende von Fuß tief einen ungeheuren Salssee besitzt, der Salswasser genau wie der Ozean erzeugt.

Die große Ebene, die wir passieren, ist im geologischen Sinne wohl eines der eigenartigsten Gebiete der Welt. Die ersten Erforscher gaben ihr den bescheidenden Namen „Nullarbor“, das heißt „baumlos“, weil über der ganzen Wüste von der See bis zum unbekanntem Innern im Norden kein einziger Baum zu sehen ist. Viele Forscher sind durch die Ebene gewandert, und mancher kam nicht mehr zurück.

Die geringe Höhe roten Bodens über diesem massiven Leben gewährt kein Wasser, also auch keine Lebensmöglichkeiten für Mensch und Tier. Wir dagegen im Ueberlandexpress vermischen nichts, Eis und Ventilatoren sorgen für Abkühlung. Der luxuriöse Speisewagen nimmt uns gastlich auf,

und eine nicht zu überbietende Speisefarte gibt uns Kenntnis von den astronomischen Genüssen, die unser warten. Der Vergleich drängt sich unwillkürlich auf, in welcher außerordentlich angenehmen und bequemen Weise dieses Sandmeer nunmehr von uns durchquert wird, während in früheren Zeiten sich die Wüstenbewohner, angetrieben von einer unüberwindlichen Macht, mühsam und beschwerlich, jederzeit die Möglichkeit des Verdurstens vor Augen, durch glühende Hitze und Sandmassen hindurchkämpfen mußten.

Wenn man die Schwierigkeiten, die sich bei dem Bau dieser Linie ergaben, mit anderen großen Bahnbauten, etwa der St. Gotthardbahn oder einer der großen amerikanischen Linien, vergleicht, so war das rein Technische nicht das Schwierigste, sondern — die Wasserversorgung.

Das erste Material wurde auf den Rücken von Tieren durch die Wüste transportiert. Man bohrte tief in den Lehmbohlen hinein, um Wasser zu finden, und war bestürzt und überrascht, als bei einer Bohrtiefe von 2000 Fuß nur bitteres Salswasser herausbrach. Die kostbare Flüssigkeit, frisches Wasser natürlich, mußte Hunderte von Meilen in Segelstücken von Kamelen herangeschleppt werden. Noch heute befördert der Zug das Frischwasser in Säcken gleicher Art, da es sich herausgestellt hat, daß dieses die beste Methode ist, Wasser in großer Hitze frisch zu erhalten.

Den wenigen Menschen, die an der Tausende von Meilen langen Strecke ein kirchliches Dasein führen, wird Wasser nur in kleinen, streng bemessenen Mengen von dem Ueberland-Express, der dreimal wöchentlich verkehrt, gebracht. Es ist ihnen eine köstliche und kostbare Gabe. Sie verteilen es sorgfältig. Schiffbrüchige können nicht sorgfamer mit Süßwasser umgehen. Und doch barren sie dort aus. Bietet sich ihnen dann später die Möglichkeit, in gelegeneren Distrikten etwas zu erwerben, so geben sie mit derselben Ausdauer an ihre neue Aufgabe heran. Nicht Ruhe, sondern Arbeit, Produktivität und Entwicklung beherrschen diesen neuen und kleinften aller Erdteile.

Die Schreibmaschine

Von Ludwigs Finck

Im Frühjahr 1914 verfiel ich mir eine Schreibmaschine, und ich hatte es mir in den Kopf gesetzt: sie sollte deutsche Schrift haben. Ich wollte künftig nicht nur Traktur sprechen, sondern auch schreiben! — Es war nicht leicht; denn deutsche Lettern waren kaum zu erhalten.

Meine Schreibmaschine ist heute fast 20 Jahre alt, und sie hat mir gedient in Wetter und Schnee, durch Krieg und Umsturz, Abwertung und Niederbruch. Ich habe sonst keinen anderen Gehilfen gehabt. Ich habe sie geliebt wie ein Kind, vom ersten Tage an, und sie hat mir mit Treue verگوht. Sie hat mit mir gekämpft für deutsche Burgen und Berge, für das deutsche Volk, für Familie, Rasse und Sprache, — für Idu und Walfisch, für Kunst und Handwerk, für Schneeglöckchen und Bräutigam. Gedichte schrieb sie mir und Romane, Anklagen, Verteidigungsschriften, Ab-

handlungen und Briefe. Kaum hat ein Mensch so viel für mich getan: sie war ein guter und getreuer Knecht.

Diese Maschine ist nicht mehr Maschine. Sie hat meine Seele angenommen, meine Handschrift, — sie ist mein Kamerad geworden. Sie ist viel beibüßelt worden darum durch all die Jahre; denn sie gab kein Latein von sich her und kein Französisch, — sie schrieb alles deutsch. Und man verstand sie doch! Sie war im Bund für deutsche Schrift und im deutschen Sprachverein, sie schrieb in der Gesellschaft zur Erhaltung des Wissens und für den deutschen Bruder im Ausland.

Durch Tod und Not ging sie mit mir; unmenssächlich viel Leid hat sie gesehen. Sie ist ein narbenvoller Kämpfer geworden. — Und nun steht sie ringsum das deutsche Wort aufblühen wie Rosen im Garten, Brüder und Schwestern, deutsche Buch-

haben, — nicht mehr auf Buchstäbe geschnitten, sondern in Lettern geossen, auf Maschinen geprägt. Das Sonnetrad, von dem sie 1920 in einer Erzählung, der „Jahresleiter“, schrieb einsam und angefeindet, das Hakenkreuz, ist zum Sinnbild und Wahrzeichen geworden.

Die deutsche Schrift, von der man sagte, sie taugte nicht auf Denkmäler, Gloden und Münzen, denn sie sei nicht lapidar, — und man meißelte und goß dann lateinische Inschriften, — sie steht heute klar und rein auf dem Danziger Geld. Denn alles, was um sein Dasein kämpft aus deutschem Blut, bekennt sich auf sein eingeborenes Sein, auf seine Seele, und Danzig kämpft um Hals und Krone.

Tausend und aber tausend Briefe geben jeden Tag hinaus in die Welt und laufen um den Erdkreis. Die Post stemmelt sie ab mit Werbestempeln; denn sie wirbt auf ihren Briefen als kluger Kaufmann wie mit Schwärmen von ausgesandten Vögeln. — Aber sie wirbt — Lateinisch! — Sie glaubt noch immer, der Fremde draußen lese nur lateinische Schrift. Sie irrt. Wer die deutsche Sprache versteht, hat sie in deutschen Buchstaben gelernt, in ihrem eigenen Kleid, aus deutschen Wörterbüchern! Er kann auch deutsche Buchstaben lesen. Und lustig: die angelsächsische Welt — Amerika, England — verwendet eine besondere Schmußschrift als Werbung, um die Kuimerksamkeit auf sich zu lenken, auf Zeitungsköpfen und Pariergeld; die gotische, — die deutsche! Sie ist die Hieroglyphen für sie geworden, die — hier ist ja das fremde Wort am Platze — Reklameschrift!

Wir Deutschen aber schreiben lateinisch. Wie lassen uns das beste Werbemittel für die deutsche Seele entgehen.

Meine Schreibmaschine schreibt heute einen Brief an die Reichspost. Du hast einst die ersten Grauhimmel, die schnellen Postfische geritten, und du hast die schönen Turn und Tarissschen Marken auf die Briefe aufgeklebt, und bist dann groß geworden und um die Welt geflogen. Tu dir heute einen Druckstempel ein wie ein Großkaufmann und wirb für uns deutsche Buchstaben, stemple unsere Briefe mit dem deutschen Stempel ab: „Leß, schreibst und druckst in deutscher Schrift!“

Sprüche

Von Wilhelm Albrecht

Religion

Es glüht ein Feuer in der Welt, das langsam wächst und über Nacht, Von keinem Wächter als Gott bewacht, Den Schlaf der Seele überfällt! Das Feuer kam in mich hinein, Nun muß ich auch unsterblich sein.

Leben und Dichtung

Täglich neu geliebt wird die Welt, Täglich neu muß auch der Mensch beginnen, Täglich aus dem Abgrund der Hölle Freiheit sich dem Chaos abgewinnen, Wie der Gott den Teufel überwand, Ist der Dichtung höchster Gegenstand.



66. Fortsetzung.

Der Kerl, der mich loeben gewest hatte, klopfte schon an Nebenhaus, wo er ebenfalls die Winger und Kiffer von den Matragen schenkte. Ein Ziel brauchte ich nicht zu suchen: Philipp Webers Haus brannte, die Flammen jaulten ungemächlich durch die Nacht, ihr zudender Widerschein wies mir den Weg. Da war nichts mehr zu retten, die Freiwilligen kamen mit der Spritze, der rote Hahn flatterte auf dem Dach, das Feuer fauchte vom Keller hinauf wie durch einen Kamin. Die Nachbarn räumten jammernd ihre Stuben, die gähnenden Kinder wurden ins Waisenhaus getragen, die Männer schleppten alle Habe abwärts, jeder, den die Gefahr nicht bedrohte, half brüderlich. Dann kamen neue Winger schlaftrunken torleind und reichten sich in langer Kette die Eimer zu. Andere rühten mit Schlagstangen, an deren Enden sich nasse Säcke befanden, der Blut auf den Leib. Ich selber trug Möbel, Bilder, Geschirre und andern Hausrat. Jeder Windstoß feste Garben von Funken aus dem Gefäß, das wilde Prasseln und Sprühen färbte den Himmel rot, doch konnten wir auf keine Hilfe aus Bacharach oder Trechtlinghausen hoffen, weil die Uferstraße immer noch voll Wasser stand. Ein Heil, daß der Rhein weiter gesunken war, so brauchten wir meinstens um den Damm nicht zu fürchten.

Nach einer Stunde war der Kampf soweit gediehen, daß die Nachbarn nicht mehr bangten.

Drei von den Freiwilligen drangen mit dem Schlauch in die lodernde Ruine, andere postierten sich auf die Nebendächer und eimernten unablässig ins Gefäß, während sich zu ebener Erde die pumpenden Käufe am Hebel der Gemeindelösche ablösten. Alle schwitzen trotz der rauben Nacht, und der beizende Qualm des Löschwerks füllte die Augen mit Tränen.

Fritz Willen stand mit geschwärmtem Gesicht vor mir und säckte ein Messer, auf dessen blanker Klinge der Flammenschein bligte: „Du, Manes, ich kann dir sage, wann ich den fies, der das a'ion hot —!“

Die Winger hörten die Drohung, stellten sich im Kreis um Fritz Willen und mich. Jeder wollte wissen, daß das Feuer ein Racheakt sei. Andre küßerten, sie hätten am Küllbach im Geßtrüpp bei den drei Kreuzen ortstrende Gesellen beobachtet. Und da die Freiwilligen, deren Messinghelme trocken, durch ihren Brandmeister verflunden stehen, daß sie jetzt mit dem Anheil alleine fertig würden, schleppten die Nachbarn ihre Möbel, Bilder und Geschirre wieder in die Häuser, während alle andern, die männlichen Geschlechtes waren und die Käufe frei hatten, eine neue Alarmparole ausgaben: Abmarsch zum Küllbach! Zwanzig über die Straße, dreißig durch den Weinberg, daß wir sie auch im Rücken fassen!

So zogen wir los, ich führte die Spitze der Landstraße, Willen die dreißig vom Weinberg.

Jeder lief noch schnell in sein Haus, das nötige Gerät für die Abreibung zu holen. Da schwang der Meßger sein Beil und der Schuster den Pflriem, da kam der Turnlehrer mit dem Bissens und der Böttcher mit dem Hammer. Ich trug noch immer den Stöcher, der einen gründlichen Dalen aus Eisen hatte.

Zur Linken brodelte das Hochwasser, die Posten auf dem Deich waren guter Laune und schworen, in zwei Tagen sei der Strom wieder zahm wie ein Kinnstein. Nur die Wächter, die süßlicher standen, kamen uns schlotternd entgegen. Sie fragten nicht lange, ob das Feuer erloschen sei, sie drangen leuchtend auf uns ein und wollten wissen, die Sonderbündler ständen mit einer Arme im Hinterhalt, sie wollten alle Hochwasser-dämme sprengen, wären bewaffnet bis an die Zähne und hätten ihre Artillerie schon auf den Rämmen in Stellung gebracht. Andre sagten, man habe in der Pfalz unterm Schuß der Besatzung die Rheinische Republik ausgerufen!

Wir zuckten. Im Waldhang hatten Schiffe. Zwei. Sechs. Zehn. Es scholl wie Fettschentknall von Echo zu Echo. Und Fritz Willens Stimme schrie um Hilfe. Wozu waren wir Soldat geworden? Weil wir den Frieden wollten. Also schwärmten wir aus, stürmten zu beiden Seiten des Küllbachs den Berg hinauf und konnten schon die ersten Flüchtlinge in Empfang nehmen. Willen drängte nach mit seiner Notte, doch schlossen wir von der Landstraße her keinewegs den Kessel dieser Jagd: Wir öffneten vielmehr den Kreis, die Schießerei war aus, die Kerle hatten keine Zeit mehr, die Kolben anzulegen oder gar den Damm zu sprengen, um ganz Mottheim dem Untergang preiszugeben. Käufe sprangen aus Todesangst freiwillig in den Rhein, zehn andre wurden dazu gezwungen, der Rest entwich. Nicht einer war unter ihnen, der mit Begeisterung seine Sache

vertrat. Selbst zum Fluchen schienen sie zu nüchtern, als wir ihnen den Weg verstellten. Wir konnten uns nur räumen, eine nächtliche Kauferei überstanden zu haben, die sich nicht einmal mit einem eifersüchtigen Kirmeshandel vergleichen ließ, wenn es unter stämmigen Bauernbürgern um die Günst eines Unterrocks ging.

Es tauchten zwei Gruppen Franzmänner im Gehölz auf, die sich um die Badenden bemähten. Gut! Naß!

Das Geflämel endete mit einer magern Strecke. Von Willens Leuten hatte einer einen Streifschuß am Arm, ein zweiter war in den Schenkel getroffen worden. Er konnte noch gehen, sagte grinsend, es sei nur eine Fleischwunde, brach dann ohnmächtig zusammen. Wir zählten, keiner fehlte. Nein, es war jemand hinzu gekommen: Fritz Willen hatte einen Gefangenen gemacht! Dem stopften wir die Mütze ins Maul, schleppten ihn ins Gefäß, nahmen ihm dreihundert Franken ab und durchwühlten seine Taschen. Heute: Eine französische Armeepistole, ein rhein-französisches Soldbuch und ... sieben Handgranaten. Wir leuchteten über die eisernen Eier: Arsenalstempel von Montpellier!

Der Meßger wollte dem Kerl einen Scheitel ziehen, doch schlug ich dem Wütenden das Beil aus der Pranke. Der Schuster hatte mit dem Pflriem schon zugestochen, auch das schien mir nicht wader. Aber der Küfermeister von Mottheim, der legte den Knaben auf den Bauch, knöpfte ihm die Hose ab, den Rock, die Weste und die Schuhe. Dann pesten wir ihn aus den Socken, zogen ihm das Hemd über den Kopf und trieben ihn, der jetzt barfuß war bis über die Ohren, so tief in den Wald, bis er es für gut hielt, den Stamm einer Buche zu erklettern. Frei Rhein! Fort! folgt.